

Ein Interview mit Peter Granser

«Mir war eine einfache, schlichte Sicht auf die Menschen sehr wichtig»

Wenn man sich Ihre Arbeiten anschaut, denkt man manchmal: «Wie kommt Peter Granser so nahe an die Menschen heran? Wie gewinnt er ihr Vertrauen?»

Peter Granser: Wesentlich ist eine Menge Zeit. Beim Alzheimer-Projekt waren es 2001 vier Monate und 2004 nochmals acht Wochen, in denen ich fast täglich im Gradmann Haus war. Natürlich ist es auch eine Persönlichkeitsfrage des Fotografen. Wie arbeite ich, wie kann ich mich auf die Menschen einlassen, welche Atmosphäre kann ich erzeugen? Ob die Menschen sich wohl fühlen, hat einen entscheidenden Einfluss auf das Resultat.

Erzeugen Sie je nach Person, die Sie porträtieren, eine andere Atmosphäre?

Wenn ich auf der Strasse eine Person anspreche, muss ich ihr innert sehr kurzer Zeit ein Gefühl dafür geben, was ich mache und dass ich sie als Mensch ernst nehme. Ich muss der Person das Gefühl geben, dass ich mich intensiv mit ihr auseinandersetze und dass ich bestrebt bin, die Situation, in der wir zusammenkommen, wiederzugeben. Bei Alzheimer lief es mehr auf einer intuitiven Gefühlsebene.

Handelt es sich dabei um Talent? Oder haben Sie den Umgang mit den Menschen lernen müssen?

Schwer zu sagen. Ich denke, eine gewisse Offenheit ist schon von Nöten. Dass man auf Menschen, auch fremde Menschen, offen zugehen kann. Generell können die Porträtfotografen, die ich kenne, gut auf Menschen zugehen.

«24 von 26 Angehörigen sagten zu»

Bekommen Sie viele Körbe, wenn Sie die Leute um ein Porträt bitten?

Sicher. Einen guten Vergleich ergeben das Sun City- und das Coney Island-Projekt. Bei beiden Projekten bin ich auf der Strasse auf Leute zugegangen. In Sun City gabs nur eine einzige Absage. Das hat damit zu tun, dass die Leute in dieser Rentnerstadt viel Zeit haben und sich über Aufmerksamkeit freuen. In Coney Island hatte ich es mit den manchmal etwas arroganten New Yorkern zu tun, die nicht so gerne auf der Strasse angesprochen werden. Es gab da eine Absagequote von rund 40 Prozent. Bei der Alzheimer-Arbeit sagten 24 von 26 Angehörigen zu.

Als Sie am Alzheimer-Projekt arbeiteten, berichteten die Medien noch kaum über diese Krankheit. Was war der Auslöser zu dieser Arbeit?

Es gab verschiedene Auslöser. In der Arbeit «Sun City» beschäftigte ich mich schon mit der alternden Gesellschaft. Dieses Thema war für mich interessant, weil es die gesellschaftlich-soziale Frage stellt, wie man mit alten und teilweise kranken Menschen umgeht. Der Umgang mit Alzheimer ist eine ganz besonders grosse Herausforderung. Während meiner Arbeit in Sun City stiess ich auf eine Alzheimer-Forschungsstation. Sun City ist aber ein Ort der Freude und des Versuches, möglichst jung und aktiv zu bleiben, deshalb klammerte ich den Themenbereich «Alzheimer» dort aus. Auch der leicht ironische Unterton in dieser Arbeit hätte nicht gepasst. So entschied ich mich, das Thema Alzheimer in einem anderen Projekt anzugehen. Das Stipendium der «World Press Photo Joop Swart Masterclass» gab mir 2001 die Möglichkeit dazu. Das Thema «Identität» war vorgegeben, so beschäftigte ich mich über Alzheimer mit dem Verlust der Identität. Darüber hinaus habe ich in diesem Zeitraum auch meine eigenen Grosseltern gesehen, die zwar damals nicht an einer Demenz litten, aber sichtbar gealtert sind. All das zusammen war der Anstoss, mich mit Alzheimer auseinanderzusetzen.

«Das Schwierige war, dass ich mit den Patienten kaum kommunizieren konnte»

Menschen mit Demenz wissen oft nicht mehr, was ein Fotoapparat ist und was ein Fotograf damit macht. Inwiefern verändert dieser Umstand die Arbeit?

Beim Fotografieren der Porträts war es sehr schwierig. Ich integrierte die Angehörigen und die Betreuenden im Gradmann Haus stark in meine Arbeit. Mit deren Hilfe brachte ich die Patienten in einen bestimmten Teil des Heimes. Sie nahmen auf einem Stuhl Platz, und ich fing an zu fotografieren. Beleuchtet war das Ganze nur mit natürlichem Fensterlicht. Das Schwierige war, dass ich mit den Patienten kaum kommunizieren konnte. Ich konnte ihnen nicht sagen: «Wir machen jetzt Porträts, bitte bleiben Sie dazu ein paar Minuten sitzen, blicken Sie in die Kamera, oder blicken Sie nicht in die Kamera.» All das wurde von diesen Menschen nicht wahrgenommen. Nachdem sie Platz genommen hatten, war ich abhängig davon, wie sie mit dieser Situation umgingen. Dabei kamen sehr unterschiedliche Porträts heraus. Es gab manche, die sehr unruhig waren und sich ständig bewegten. So entstanden Porträts mit einer Verwischung oder mit einem Kopf, der aus dem Bild kippt. Manche der Patienten sassen sehr still und starr da. Manche sind nach zwei Bildern aufgestanden und gegangen. Manche wollten gar nicht mehr aufstehen. Das hat das Fotografieren sehr schwer gemacht, weil man beim Porträtieren das nicht gewohnt ist...

Weil diese Menschen sich des Aktes des Fotografierens nicht bewusst waren, verstellten sie sich auch nicht. Die Bilder wirken deswegen sehr ehrlich...

Es sind in der Tat sehr natürliche und ungewöhnlich echte Porträts entstanden. Keiner nahm, wie sonst üblich, eine Pose ein oder versuchte, sich von einer möglichst guten Seite zu zeigen. Menschen, die ich sonst porträtiere, versuchen, einen Einfluss zu haben, wie sie auf dem Foto dargestellt werden. Man könnte jetzt die Kritik anbringen, die Menschen seien ausgenutzt worden. Aber diese Gespräche sind mit den Angehörigen und der Heimleitung geführt worden. Wir entschieden, dass es wichtig ist, mit den Bildern eine gesellschaftliche Diskussion anzustossen, weil die Situation vieler Alzheimerpatienten schlecht ist. Die Angehörigen sahen, dass ich die Arbeit sehr sensibel anging und die Menschen ihre Würde behalten.

Haben Sie denn mit diesen Bildern etwas erreicht in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht?

Das ist schwierig zu sagen. 2001 war das Thema noch nicht in den Medien. Der Buchverlag war anfangs sehr skeptisch. Die erste Auflage von 2500 Stück war aber schon nach eineinhalb Jahren verkauft, was für ein Fotobuch sehr schnell ist. Die Arbeit wurde mittlerweile in Spanien, Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland gezeigt und ist derzeit auch in den USA zu sehen. Sie ist in etlichen Magazinen und Zeitungen veröffentlicht worden. Sie hat also viel Aufmerksamkeit bekommen und wurde auch mit zwei Preisen ausgezeichnet. Man kann also schon sagen, dass die Arbeit vielen Menschen Denkanstöße gegeben hat. Ob sie dann wirklich etwas verändert hat, kann ich nicht sagen. Ich hoffe es.

«Man muss diese Menschen anders behandeln als andere kranke alte Menschen»

Für viele Menschen ist es eine Horrorvorstellung, dement zu werden. Hat die Arbeit Ihre persönliche Einstellung gegenüber der Krankheit verändert?

Gegen Ende des Lebens all die Erinnerungen zu verlieren, die man aufgebaut hat, ist keine schöne Vorstellung. Eine gewisse Angst vor dem Thema hat mich auch zu dieser Arbeit geführt. Die Fotografie ist für mich auch ein Mittel, Dinge zu erfahren und zu versuchen, sie besser zu verstehen. Ich konnte auch feststellen, so schwer die Krankheit für die Betroffenen und die Angehörigen ist, dass die Menschen doch einen kleinen Teil ihrer Persönlichkeit behalten. Auch wenn sie oft sehr abgeschieden in ihrer eigenen Welt zu sein scheinen, sind sie offen für Berührungen und Gefühlsempfindungen. Das ist schön zu sehen. Dies bringt aber auch Forderungen mit sich. Man muss diese Menschen anders behandeln als andere kranke alte Menschen. Es müssen die richtigen Bedingungen geschaffen werden, weil die Anforderungen anders sind. In Deutschen Heimen, die nicht genug Geld und Personal haben und mit diesen unruhigen Patienten überfordert sind, werden sie leider oft an die Betten fixiert. Das kann und darf nicht sein, da ist die Men-

schenwürde dahin. Ich möchte nicht, dass das mit mir oder irgendeinem anderen Menschen passiert.

Das Licht und die Helligkeit spielen in Ihren Arbeiten eine wichtige Rolle. Man kann fast nicht glauben, dass Sie bei der Alzheimer-Serie nur mit dem Licht gearbeitet haben, das durch die Fenster kam.

Ich arbeite fast immer so. Bei der Alzheimer-Arbeit war das auch nicht anders möglich. Ich beobachtete viel und hatte meine Mittelformatkamera (Anmerkung der Redaktion: analog 6 x 6 cm) mit Stativ dabei. Lampen hätte ich gar nicht aufbauen können oder wollen, weil die Patienten über ein Stativ mit einer Lampe gestolpert wären. Ich arbeite immer sehr einfach. Mittelformat ist zwar ungewöhnlich bei einem solchen Thema, weil man langsam ist. Das entschleunigt aber auch den Prozess und führt zu einer anderen Sichtweise. Es entstehen damit mehr Distanz und eine sehr präzise Sichtweise.

Die meisten Ihrer Bilder sind sehr hell, es gibt wenig Schatten...

Ich bin kein Fotograf, der auf schönes Licht wartet. Ich gehe weniger in den schönen Morgenstunden oder am späteren Nachmittag fotografieren. Ich mag das brutale Mittagslicht. Gerade in Texas oder Arizona scheint die Sonne in dieser Zeit brutal vom Himmel herunter. Ich mag diese leicht ausgebleichenen Bilder. Auch bei Alzheimer gibt es Bilder, die überbelichtet und heller abgezogen sind, sodass diese eigentlich dokumentarische Arbeit wieder unwirklich erscheint und über die Realität gehoben wird. Mit dieser subjektiven Sichtweise stelle ich das Dokumentarische in Frage. Wenn man diese hellen Porträts der Alzheimer-Patienten an der Wand sieht, werden diese verblässenden Farben gleichgesetzt mit dem Verblässen der Erinnerung.

Genau wie die Erinnerungen dieser Menschen verblässen ja auch die Fotos in den alten Alben. War das eine Inspiration? Oder haben Sie dieses Stilmittel erst in den Wüsten Amerikas entwickelt?

Dieses Stilmittel hatte ich schon vorher entwickelt. Meinem ersten großen Projekt «Sun City» sind ja einige kleinere Versuche vorangegangen. Fotografien frieren einen Moment ein und halten die Zeit an. Die helleren Farben, die Sie an ausgebleichene Fotos erinnern, bringen diesen eingefrorenen Moment aber wieder in Zusammenhang mit der Vergänglichkeit.

Man sieht auch kaum Schatten auf Ihren Bildern.

Bei den Arbeiten aus den USA gibt es kaum Schatten, weil mittags da die Sonne sehr hoch steht und nur wenig Schatten wirft. Ich suche auch nicht das Licht, das harte Schatten wirft. Bei der Alzheimerarbeit ist dies anders. Aber durch die Überbelichtung sind auch dort die dunklen Bereiche aufgehellt, und das Ganze wirkt leichter.

Sie arbeiten also nicht mit zusätzlichem Licht oder Reflektoren.

In ganz seltenen Fällen kommt ein Aufhellblitz dazu, der auf der Kamera steckt. Mehr ist auch nicht möglich. Ich bin alleine unterwegs, bediene die Kamera und komponiere das Motiv. Da ist keine Hand frei, um noch mehr zu machen.

Einige Gesichter der Alzheimer-Serie wirken in ihrer Grösse ziemlich bedrohlich. Wie nahe gingen Sie heran? Welche Objektive verwendeten Sie?

Für die Porträts war es ein 120-Millimeter-Makroobjektiv, mit dem ich sehr nahe herangehen kann. Die beobachtenden Bilder habe ich fast alle mit einem 80-Millimeterobjektiv gemacht. Im Kleinformat würde dies Brennweiten von 85, beziehungsweise 50 Millimetern entsprechen. Ganz wenige Aufnahmen sind mit einem leichten Weitwinkelobjektiv entstanden. Das sind die Objektive, die bei mir auch sonst zum Einsatz kommen. Ich glaube nicht, dass es nötig ist, mit ungewöhnlichen Perspektiven oder Brennweiten eine gewisse Stimmung zu erzeugen. Mir war eine einfache, schlichte Sichtweise auf die Menschen sehr wichtig. Vor Nähe darf man bei dieser Arbeit keine Angst haben. Die Bewohner kamen mir oft sehr nahe, berührten mich oder reichten mir die Hand.

Sie arbeiten mit Negativen. Werden die noch gescannt und im Computer bearbeitet?

Im Fall der Alzheimer-Arbeit sind es ganz altmodische, handgemachte Abzüge auf Fotopapier. Da fand keine Bearbeitung am Computer statt. Die einzige Bearbeitung geschieht in der Dunkelkammer mit Farbfilterung und Helligkeit.

«An der Schule wollte man mich nicht haben»

Sie sind ein Autodidakt. Wollten Sie nie eine Schule besuchen oder ein Praktikum machen?

Ich wollte eigentlich mal studieren. Aber man wollte mich an der Schule nicht haben, an der ich mich beworben hatte.

Man hat Sie nicht aufgenommen?

Richtig. Das war der Punkt, an dem ich gesagt habe: «Okay, dann versuche ich es alleine.» Meine Eltern waren darüber gar nicht glücklich. Aber ich habe es mir mit der Zeit beigebracht.

Wie haben Sie es sich beigebracht?

Ich komme ja aus der angewandten Fotografie. Anfangs fotografierte ich für Tageszeitungen, später für Wochenzeitungen und Magazine. Dabei hatte ich aber keine grossartige eigene Handschrift. Ich setzte Wünsche der Redaktionen um, bis ich an den Punkt

kam, an dem ich das nicht mehr sinnvoll fand. Ich stellte mir dann eigene Themen, die ich umsetzen wollte, probierte verschiedene Formate und Techniken aus, bis ich dann beim Farbnegativfilm gelandet bin. So entwickelte ich einen eigenen Stil und startete 2000 mit Sun City ein erstes grösseres Projekt. Das zweite Projekt war dann 2001 Alzheimer.

«Zum Glücksgefühl gehört bei mir einfach, dass ich fotografieren kann»

Sie erhielten bereits 2001 ein Stipendium und gewannen 2002 den 3. Preis bei den World Press Photo Awards. Was hat Sie so schnell vorangebracht? Harte Arbeit, Talent, Kreativität?

Von allem ein bisschen. Talent und Kreativität gehören sicher dazu. Ein grosser Wille zum selbständigen Einsatz, den man als Künstler mitbringen muss. Ein innerer Antrieb, der sagt, ich muss das machen. Zum Glücksgefühl gehört bei mir einfach, dass ich fotografieren kann. Ich versuche die Welt ein bisschen besser zu verstehen und mit meinen Fotografien Fragen zu stellen, anstatt Antworten zu geben. Es gehört aber auch dazu, dass man seine Arbeiten vertreten kann. Dass man Kontakte herstellt zu Kuratoren. Wenn ich international wahrgenommen werden will, muss ich etwas dafür tun. Ich muss versuchen, Ausstellungen zu bekommen und meine Bücher zu promoten. Ein bisschen weniger davon dürfte es schon sein, denn manchmal leidet die eigentliche Arbeit darunter.

Interview: Martin Mühlegg, www.deutlich.ch